

## **Keefer**

von Ralf Zander, Hamburg

1969, Goldgräberzeit in Hamburg auf St. Pauli, was die Geschäfte mit dem Sex betraf. Etwa vierhundert Kneipen und Animierlokale und entsprechend viele Prostituierte sahten von Gästen und Freiern reichlich Kohle ab. Einige arbeiteten mit unlauteren Mitteln, weil sie den Hals nicht voll genug bekamen. So war es nicht verwunderlich, daß es sich bei den meisten Einsätzen der Polizei um sogenannte Zahlungsstreitigkeiten handelte.

„Frank und Hein, fährt mal mit dem Herrn Lembke zur Großen Freiheit, Lokal Feengrotte. Herr Lembke fühlt sich betrogen.“

„Ja“, pöbelte Herr Lembke nach den Worten des Schichtführers, „ich musste hundertsiebzig Mark bezahlen. Dabei hab’ ich gar nichts bestellt.“

Frank Matten und Hein wussten, dass es sich so bestimmt nicht abgespielt hatte. Es war doch immer das selbe Ritual: Ein Passant wird draußen vom Portier aufgefordert, in die große Sexshow zu kommen. „Es sind dort auch zivile Preise!“ Im Kampf zwischen Kopf und Unterleib siegt meist Letzterer, so dass er sich bereits auf dem Weg in die Mausefalle begibt. Bevor der Gast etwas von der angesagten Show sehen kann, setzen sich zwei knackige, leicht bekleidete Frauen zu ihm und becirren ihn. Wenn dann der Kellner kommt, ist er reif. Er bestellt für die Damen einen „kleinen Drink“, also einen Longdrink. Nun, dieser Drink in der Feengrotte kostete pro Stück satte fünfundachtzig Mark. Inhaber dieses Sexshowlokals waren Herbert Keefer und Horst Hartmann, genannt „Waffenbutje“, dem außerdem die gut frequentierte Bar „Amor“ im langen Gang zum Kontakthof des Riesenpuffs „Eros-Center“, gehörte.

Gleich beim Erscheinen der Polizei blaffte Herbert Keefer: „Was wollt ihr denn mit dem Penner hier?“ Dabei deutete er auf Herrn Lembke. „Der hat bei mir bestellt und bezahlt, also soll er nicht die Bullen holen, sondern verschwinden!“

Frank Matten und dem Kollegen war klar, dass sie für den armen Herrn Lembke nichts bewirken können. Wäre Waffenbutje da gewesen, hätte der Gast vielleicht die Hälfte auf dem Kulanzwege zurück erhalten. Aber bei Keefer war nichts zu machen. Der schaltete bei den einschreitenden Beamten

immer auf stur, denn er schien die Polizei zu hassen. Das lag wohl an seiner Vergangenheit. Vor einigen Jahren war er selber noch ein Polizist der Davidwache: Polizeibeamte werden schon bei ihrer Einstellung nicht nur auf körperliche und geistige Fitness, sondern auf charakterliche Eignung geprüft, denn so eine Person muss sich im Dienst sowie im privaten Bereich stets untadelig verhalten. Nun, Polizisten sind auch Menschen und namentlich in Hamburg auf St. Pauli nicht nur äußeren Gefahren ausgesetzt. Wenn sie im Dienst in Ausübung ihres Berufes verletzt oder gar getötet werden, entspricht es für den Bürger der Normalität. Was jedoch nicht geduldet wird, wäre ein Fall a la „Irma la Douce“, das heißt, wenn der Beamte zu sehr mit der Halbwelt oder gar Unterwelt verwoben ist. In so einem Fall greift die dem Senat direkt unterstellte Gruppe der Kriminalpolizei zur Aufklärung von Beamtendelikten hart durch. Einer dieser ermittelten „schwarzen Schafe“ war Keefer. Ein Jahr lang, bis 1966, war es gut gegangen, dass er dank seiner Geliebten, der Prostituierten Marleen, einen grandiosen Nebenverdienst genießen konnte. Er erfuhr nie, ob er von einem Kollegen oder aber von der Konkurrenz, also einem Luden, verpiffen worden ist. Er wurde suspendiert, nach Abschluß der Ermittlungen wegen Förderung der Prostitution bestraft und aus dem Polizeidienst entlassen. Das war ein Warnschuß für alle anderen auf dem Kiez von St. Pauli arbeitenden Beamten, nicht den Verlockungen einiger Halbweltdamen zu erliegen. Ansonsten weinte kein Kollege dem Weggang des großkotzigen Herbert Keefer eine Träne hinterher.

In diesen Jahren herrschte zwischen der Polizei und der Halbwelt, das heißt, in den vielen Absteigen und Animierlokalen, ein gesitteter Umgangston, weil sie doch länger miteinander auskommen mussten. Es war zwar nicht wie in einer großen Familie, aber es gab zwischen ihnen allgemein auch keine Feindbilder. Die Polizeibeamten freuten sich, wenn sie bei Zahlungsstreitigkeiten für den Gast etwas herausholen konnten und dafür keine Anzeige schreiben mussten. Die Wirtschaftler, Kellner oder Barbesitzer waren froh, wenn die Störung behoben wurde und der Betrieb weiter laufen konnte. Keiner von ihnen meckerte, wenn der Polizeibeamte mal eine Anzeige von Amts wegen fertigte, weil es allzusehr nach Betrug roch. Zum Abschluß eines solchen friedlich verlaufenden Vorgangs gab es für die Beamten häufig einen heißen Kaffee oder auch schon mal einen Cola/Whisky. Keefer hatte sich in den

nachfolgenden Jahren auf St. Pauli als Kellner etabliert, soweit es einem Expolizeibeamten überhaupt möglich war. Bald steckte er sein Erspartes als Teilhaber von Waffenbutje in das Lokal „Feengrotte“. Seinen Spitznamen hatte Horst Hartmann erhalten, weil Zivilfahnder ihn mal beim illegalen Verkauf von Handfeuerwaffen erwischt hatten. Trotz allem hegte er, wie die meisten Lokalinhaber auf St. Pauli, keinen Groll gegenüber der Polizei. „Die tun doch auch nur ihre Pflicht“, war seine Devise. Waffenbutje war ein auf St. Pauli geachteter alter Hase, wie man so sagt, der sich auf dem Kiez in den Gesetzmäßigkeiten des Milieus bestens auskannte. Im Gegensatz zu dem Muffkopf und Besserwisser Keefer strahlte Hartmann trotz seiner Hektik gegen jedermann Freundlichkeit aus. Als Choleriker konnte er allerdings auch richtig fünsch werden, wenn er sich brüskiert oder übers Ohr gehauen fühlte. Keefer hingegen hasste nicht nur seine ehemaligen Kollegen, er war ein humorloser Misepeter. Kein St. Paulianer hatte ihn jemals lachen sehen.

Die Verbindung zwischen Keefer und Waffenbutje stand von vornherein unter einem ungünstigen Stern. Sie waren zu verschieden; Waffenbutje emotional, das heißt, er schwankte zwischen ausgelassener Freude und cholerischen Ausbrüchen, Keefer hingegen kalt wie Hundschnauze. Die Streitigkeiten zwischen den beiden mehrten sich. Waffenbutje eines Tages wütend: „Keefer!“ Er nannte ihn immer beim Nachnamen, „Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Die Einnahmen sinken, dafür bekommst du von der Polizei eine Lampe nach der anderen. Entweder machst du etwas verkehrt, oder du beschleißt mich.“ Eine Lampe war auf dem Kiez der Begriff für eine polizeiliche Anzeige.

Keefer war entrüstet: „Also Horst! So etwas kannst du doch nicht einfach behaupten. Wir kennen uns doch schon jahrelang.“

„Du hast selber schuld. Ewig machst du die Bullen an. Wie doof von dir.“

Die Fronten zwischen beiden schienen sich zu verhärten. Ein halbes Jahr später kam es zum Eklat.

Der Schichtführer in der Davidwache machte Dampf: „Alle Mann raus zur Amor-Bar im Eros-Center. Da wird geschossen.“ Die Fußstreifen und Einsatzfahrzeuge rasten los.

Frank Matten hörte es knallen, als er aus dem Wagen stieg. Kollege Peters stürzte auf Frank zu: „Gib mir mal deine Waffe. Da drinnen ballert Waffenbutje herum.“

„Du hast sie wohl nicht alle? Nimm doch deine eigene.“

„Ich hab’ meine Pistole in der Wache vergessen.“

Frank achtete nicht weiter auf den hektischen Kollegen. Vier Uniformierte schossen wie wild auf die Eingangstür der Amor-Bar. Deutlich war das Aufblitzen zweier Schußwaffen in der sonst abgedunkelten Kneipe zu sehen und das Knallen zu hören. Einer der Kollegen wusste, dass es Waffenbutje war, der hinter dem Bartresen aus der Deckung heraus mit zwei Magnum-Revolvern, vermutlich Kaliber elf Millimeter, nach draußen schoss. Wie ihm eine Prostituierte berichtete, soll der Schießerei ein handfester Streit zwischen Keefer und Waffenbutje voraus gegangen sein. Ob Keefer oder ein anderer sich noch in der Bar aufhielten, hatte der Kollege von ihr nicht in Erfahrung bringen können. Frank übernahm zuständigkeitsshalber die Einsatzführung und ließ bei den Beamten das Schießen vorerst einstellen. Ohne das Ziel zu erkennen, hatte das Schießen einfach keinen Zweck. Auch im Lokal wurde nun das Schießen eingestellt. Erst nach der polizeilichen Aufforderung per Megaphon, mit erhobenen Händen rauszukommen, fiel noch ein einziger Schuss. Danach herrschte Stille. Es war so ruhig, dass die Polizisten aus der Bar heraus ein leises Wimmern vernahmen. Vorsichtiger Weise warteten sie den Einsatz eines Beamten mit Schussweste ab, der sich in die Bar schlich und kurz danach von drinnen heraus Entwarnung gab. Waffenbutje lag tot hinter dem Bartresen. Er hatte sich eine seiner großkalibrigen Patronen in den Kopf geschossen. Unter einem der Tische fanden die Kollegen die unverletzte, jedoch völlig verstörte Kellnerin der Bar. Von Keefer fehlte vorläufig jede Spur. Wenig später meldete das Altonaer Krankenhaus der Polizeizentrale, dass sich der Vermisste dort gerade ein Geschoß aus dem Bein entfernen ließ.

Vielleicht war es nicht richtig, aber Frank dachte nach dieser Information: „Ach Gott, der arme Waffenbutje. Es trifft doch immer wieder die Falschen.“

